Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Himmus.)

(15. Fortsetzung.)

Dieser erfolgte denn auch in Gestalt einiger Töpfe und Teller, die vom Bort herunter an Billas Kopf vorbeiflogen. Aber sie hantirte ruhig weiter, der Angriff war scheinbar gar nicht bemerkt. Und als dann der Baron die also bereitete Mahlzeit mit ganz besonderem Appetit verspeiste, da war all die eben erlebte Unbill vergessen, ein glückliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Es wurde behaglicher im Hause. Frühmorgens, wenn alles noch schlief, denn beide Diener waren keine Frühaufsteher, dann stand Billa, wie sie es vom Falk'schen Hause her gewohnt war, und scheuerte und putzte, und allmählich erhielt alles, was so lange vom Staub entstellt gewesen war, den alten Glanz wieder, die schönen Möbel und blinkenden Geräthe entstanden wieder in der früheren Pracht.

Ein Strauß Blumen stand jetzt täglich auf dem Tisch des Kranken. Zuerst hatte er ihn ärgerlich beiseite geschoben und behauptet, er hinderte ihn an freier Bewegung und raube ihm den Platz. Billa stellte ihn geduldig auf einen Seitentisch, aber sie füllte die Vase immer wieder von neuem mit duftenden Blumen.

Und wenn durch die nicht mehr blinden, sondern jetzt weit geöffneten Fensterscheiben der Sommer hereingrüßte, dann nahm der Baron verstohlen die Vase vom Seitentisch und beschaute die Boten des Sommers wie etwas Neues, lange nicht Gesehenes.

Er hatte ganz vergessen, daß es da draußen noch eine Welt der Schönheit und des pulsierenden Lebens gab; übersättigt und krank, hatte er sich, erbittert darüber, daß er das Leben nicht mehr in der gewohnten Weise genießen konnte, aus der Welt zurückgezogen, und so war er ein einsamer Mann geworden, denn seine Bekannten stieß er zurück, wenn sie ihn aufsuchen wollten. Und nun kam diese Welt doch wieder zu ihm und zeigte ihm ihr lächelndes Gesicht. Sehnsüchtig schweifte sein Blick hinaus zum blauen Himmel und den vorübersegelnden Wolken empor. Aber auf dem Bischofsplatz sah man nichts von der blühenden Pracht da draußen, ringsum steinerne Häuser und einige spärliche Bäume. Wie lange war er nicht draußen gewesen!

Und als wenn Billa seine Gedanken erriete, sagte sie: „Wenn Sie sich nun in einer Sänfte hinaustragen ließen in's Gartenfeld oder in die Anlagen der ehemaligen Favorite, Herr?"

„Damit man sich über den elenden Krüppel lustig macht, nicht wahr?"

„Sollten denn die Menschen wirklich so schlecht sein?" wagte Billa zu erwidern. „Ich glaub's nicht!"

Und nun geschah das lange nicht Dagewesene, daß der Baron eines Tages die Sänfte befahl, und dann lange auf einer alten, halb verfallenen Bank im Park der ehemaligen Favorite saß.

Es war wohl manch bitterer Gedanke, der sein Hirn kreuzte, als er hinausblickte in die schöne Landschaft und dann seine nächste Umgebung musterte, die so sehr die Wandlungen der Zeit erfahren hatte.

Wie anders war auch hier alles geworden! Das schöne Lustschloß mit seinen Pavillons bis auf den Grund zerstört, die reizenden Blumenparterres verschwunden, und verschwunden vor allem die Menschen, die hier im vollsten Lebensgenuß geschwelgt hatten.

Er hörte wieder das Rauschen der Springbrunnen, das Lachen melodiöser Frauenstimmen, die halb hinter den hohen, coulissenartig geschnittenen Taxuswänden verborgen, in lustigem Durcheinander oder in zärtlichem Zwiegespräch wonnige Stunden durchlebten.

Horch! Knisterte da nicht ein seidenes Gewand, klapperte nicht am zierlichen Fuß der Stöckelschuh? Nein, sie waren alle fort, viele von ihnen schliefen schon den ewigen Schlaf. Versunken war die ganze Herrlichkeit, nur noch die alten Bäume, die über seinem Haupt rauschten, waren die einzigen Ueberbleibsel jener stolzen Vergangenheit.

Dort unten, nicht weit von dem schönen Fürstensitz, jene unheimliche Maschine, zwischen deren drohend emporgehobenen Armen das blanke Messer blinkte, hatte sie hinweggefegt. Sie waren vor ihr geflohen, die einst hier gelacht und gescherzt, geliebt und gehaßt hatten.

Die Wandlungen der Zeit!

Und er, hatte er nicht auch diese Wandlungen durchmachen müssen? Damals war er jung und gesund, schön und übermütig gewesen, manch lustiges Abenteuer hatte er zwischen den Taxushecken erlebt, und nun — war er ein armseliger Krüppel.

Erschöpft und verstimmt kam er nach Hause, und alle Erfrischungen, die Billa für ihn bereit hielt, nahm er mißmuthig und grollend.

Es sei ein verfehlter Versuch gewesen, sagte er. Natürlich, er hatte es ja gleich gewußt, aber nun werde er nicht wieder auf so thörichte Rathschläge hören.

Die Verstimmung hielt an, und am nächsten Tage war er noch wortkarger als sonst.

Er wollte Geld aus seinem Sekretär nehmen, der in der Nähe des Fensters stand; er kämpfte lange mit dem Entschluß, denn es war ein schwieriges Unternehmen, er mußte sich mühsam auf seinen Krücken dorthin schleppen. Aber sein Mißtrauen erlaubte ihm nicht, einen anderen damit zu beauftragen.

Damals, als Billa zum ersten Mal mit einem Auftrag aus dem Falk'schen Hause kam, durfte sie das Geheimfach öffnen, aber er hielt sie auch für eine Verwandte des angesehenen Kaufmanns. Doch jetzt, da er ihren Ursprung kannte, die Tochter der Eva Zech, die nur durch den Tod schwerer Kerkerhaft entgangen, an der mußte ja etwas haften. Die Erbschaft des Blutes!

Hätte ihm Jemand gesagt, daß Billa doch auch auf die Erbschaft seines Blutes Anspruch machen könne, so würde er diesen Gedanken entrüstet von sich gewiesen haben. Das edle Reifenbergsche Blut geht nicht auf jedes gemeine Reis über, es ist so reservirt wie das ganze Geschlecht.

So schleppte er sich mühsam bis zu seinem Sekretär, aber die schwachen Füße versagten den Dienst, er glitt aus und stürzte zu Boden.

Billa, die im Nebenzimmer mit einer Arbeit gesessen hatte, eilte herbei. Auf ihr Rufen und Klingeln erschien Niemand, der Diener war wieder auf und davon, die Köchin schlief den Schlaf des Gerechten.

Billa strengte alle ihre Kräfte an um den Kranken auf sein Ruhebett zu bringen, und endlich gelang es ihr. Und nun umfaßte sie ihn wie eine Mutter ihr Kind. Es giebt so viele Hilfsmittel, die dem Leidenden wohlthun, und wenn sie ihm auch nicht helfen, doch lindernd wirken. Billa kannte sie alle, und als er jetzt von ihren sanften Händen gepflegt wurde, da wurde ihm so wohl wie seit lange nicht, und er sagte: „Ich danke Ihr Billa!" Zum ersten Mal nannte er sie bei ihrem Namen.

Einige Tage später befahl er wieder die Sänfte. Aber er verlangte, daß Sibilla vorausgehen müsse, um ihn an dem bezeichneten Platz zu erwarten. Ihm hätten neulich Erfrischungen gefehlt, sowie wärmende Hüllen und Decken: der Diener sei ein Tölpel, das müsse sie doch wissen.

Das wurde in strengem Ton gesprochen, eigentlich mit einem Tadel, aber Sibilla lächelte froh, als sie sich zum Ausgang rüstete.

Diesmal saß der Baron nicht einsam und verlassen unter den alten Bäumen der Favorite, an seiner Seite war eine schlanke Mädchengestalt, der große Schäferhut beschattete ein holdes, zart geröthetes Gesicht, und der Baron sah aufmerksam in dies Gesicht, während ihm das Mädchen von seiner Kindheit erzählen mußte, wie es in das Falk'sche Haus gekommen war, und von da ins Kloster. Und während Billa sprach, da machte er die Entdeckung, daß sie eine sehr sanfte Stimme habe, die seinen reizbaren Nerven wohlthat. Und dazu kam ihre zarte Sorgfalt. Er saß von weichen Kissen gestützt und von warmen Decken umhüllt, und aus einem Körbchen kam eine Flasche edlen Weins zum Vorschein und ein appetitlicher Imbiß. — Von diesem Tage an wurden die Ausflüge häufig wiederholt.—

Im Hause gab es eine Palastrevolution. Der alte Strohwisch erklärte, nicht länger im Dienst des Herrn bleiben zu wollen, wenn die fremde Person nicht gehe, die ja hier alles auf den Kopf stellte und die Herrschaft an sich gerissen habe. Der Herr aß ja nur noch die Speisen, die von der Jungfer bereitet waren, er zeigte seinen beiden alten Dienern Mißtrauen und legte alles in die Hand der fremden Person, die, man wußte nicht woher, plötzlich in's Haus geschneit war. Das ging wider die Ehre einer respektablen Frau. Was sollte sie noch hier? Sie wollte fort, entweder sie oder die fremde Person.

Die Frau glaubte damit ihren letzten Trumpf ausgespielt zu haben, um so mehr, als der Baron der sonst jede ihm mißfallende Bemerkung mit einem Donnerwetter abschnitt, diesmal den ganzen Wortschwall ohne eine Entgegnung ruhig über sich ergehen ließ.

„Ist Sie nun fertig?" fragte er ganz sanft, als die Frau jetzt schwieg. „Na, dann hole Sie mal die Billa herein."

Triumphirend rannte die Person davon, um bald darauf in Billas Begleitung zurückzukehren.

„So, nun stellt Euch mal beide vor den Spiegel!"

Frau Kathrin machte eine Bewegung, als wolle sie sagen, „der Herr ist verrückt!" Auch Billa gehorchte mit etwas erstaunter Miene.

„Sieht Sie da nicht einen alten Drachen neben einem jungen, sanften Geschöpf? Schau Sie sich nur recht an und vergleiche Sie sich mit der anderen."

Frau Kathrin glaubte vor Wut zu ersticken; hochroth im Gesicht, stemmte sie die Arme in die eSiten und wollte in eine Flut von Schimpfreden ausbrechen. Da hob der Baron den Stock und rief mit Donnerstimme:

„Hinaus, und lasse Sie sich nie wieder hier blicken."

Da stürzte sie davon, mit Verwünschungen die Thür hinter sich zuschmetternd.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zeitereignisse nahmen unaufhaltsam ihren Fortgang. In Dresden hatte Napoleon seine große europäische Musterung abgehalten, fast alle Fürsten Europas waren seinem in Form einer Einladung an sie ergangenen Befehl gefolgt. Dann war er weiter gezogen, nach dem Osten, seinem Schicksal entgegen. Und bald hallte die Welt wieder von den neuen Siegen der großen französischen Armee, die Namen Smolensk, Borodino waren in aller Munde. Wo war die Grenze, die diesem unüberwindlichen Mann ein Halt zurief! Für ihn gab es nicht den Maßstab eines gewöhnlichen Sterblichen.

So schrieben die Zeitungen und so jubelte die große Menge. Aber Tausende gab es, die mit bang klopfendem Herzen die Berichte der blutigen Schlachten lasen, denn sie hatten Angehörige dabei und wußten nicht, ob sie ihre Lieben jemals wiedersehen würden und wenn sie wiederkehrten, dann waren sie vielleicht elende Krüppel. Da ballte sich in machtlosem Grimm manche Faust, da wurden zwischen zusammen gebissenen Zähnen Verwünschungen ausgestoße auf den Imperator, der seinen ehrgeizigen Plänen alles opferte.

Und weiter berichteten die Zeitungen, daß diee gewaltigen Heersäulen des Kaisers die Russen wie Spreu vor dem Winde hertrieben. Napoleon war in die alte Zarenstadt eingezogen, vom Kreml aus diktirte er der Welt seine Gesetze. Das Unaeheure war geschehen, das Herz Rußlands war in den Händen des Franzosenkaisers. —

Durch alle Beamten- und Militärkreise, die unter dem Schutz des französischen Adels standen, ging ein Jubelschrei, und auch in Mainz suchte Jeder, der sich zu den maßgebenden Kreisen zählte, seiner Begeisterung auf geräuschvolle Art Ausdruck zu geben. Und damit auch das Volk und die kleinen Bürger theilnehmen konnten an dem allgemeinen Jubel, wurde Geld unter die Leute vertheilt. Die Rheinländer sind ein leichtlebiges Völkchen, die lachende Natur und der goldfunkelnde Wein lassen das Blut schneller durch die Adern pulsiren.

Da gab es im Schießgarten, der damaligen Bocksbatterie, am Ende der jetzigen Schießgartenstraße, nach langer Zeit wieder einmal ein großes Schützenfest; wer den Meisterschuß that, der erhielt ein werthvolles Geschenk. Hölzerne Buden luden zum Ausruhen ein, dort wurden Erfrischungen und wärmende Getränke gereicht.

So vergaß man für kurze Zeit die düsteren Sorgen und träumte sich zurück in die schönen Jahre, da die Kurfürsten hier ihren Hof hielten, und die großen Adelsfamilien in ihren Palästen wie Fürsten lebten.

Damals gab es für den Bürger noch etwas zu verdienen, und er konnte sich des Lebens freuen.

Inzwischen knallten die Schüsse und das Jubiliren nahm kein Ende.

Den vornehmen Ständen gab der Gouverneur von Mainz, General Marmont, ein großes Fest zu Ehren des Einzugs Napoleons in Moskau.

Da waren alle Behörden und officiellen Persönlichkeiten der Stadt und ihrer Umgebung versammelt, um den Kaiser, der seinem Ruhmeskranz wieder neue Lorbeeren hinzugefügt hatte, zu feiern, und wenn auch mancher, der schwer unter den Zeitverhältnissen zu leiden hatte, der Aufforderung des Marschalls nur widerwillig folgte, so wagte er doch nicht, dem Fest fernzubleiben, denn man war leicht Verdächtigungen ausgesetzt, und oft genügte ein Wort, ein Blick des Mißtrauens, um den also Verdächtigten in folgeschwere Ungelegenheiten zu bringen.

In den glänzenden Sälen des Gouvernements am Thiermarkt machte der Marschall in etwas steifer, feierlicher Weise die Honneurs als Wirth. Es waren ziemlich bunt zusammengewürfelte Elemente, die durch den Zwang der äußeren Verhältnisse sich der Allgewalt beugen mußten. Die alte Gräfin Coudenhove, einst die Freundin des letzten Kurfürsten, sah aus wie die aus ihrem Grabe auferstiegene Vergangenheit, wenn sie in ihrer bauschigen Rokokotracht die Huldigungen der Gäste empfing. Sie hatte es übernommen, neben dem Marschall die Stelle der Hausfrau zu vertreten, und sie erfüllte diese Pflicht mit allen den umständlichen Formen des alten Regime. Doch als Stern unter den Damen glänzte die schöne, geistreiche Gräfin von Fremont, einst eine Feindin des Kaisers, und von diesem nicht sehr rücksichtsvoll behandelt, jetzt aber als Dalberg's Freundin natürlich, wie man annehmen mußte, eine von Napoleon's Anhängerinen.

Wie konnte das wohl anders sein! Der Großherzog von Frankfurt lag ja dem großen Mann buchstäblich zu Füßen, er betete ihn an.

„Wirklich, mein General?" sagte Fouche, der Herzog von Otranto, zu Marmont, der eben diese Aeußerung gethan hatte, indem sein Fuchsgesicht sich zu einem maliciösen Lächeln verzog.

Der Marschall sah den Polizeiminister verständnißlos an. „Wissen Sie es anders?" fragte er in maßlosem Erstaunen.

Doch Fouche antwortete nicht, er hatte sich dem glänzenden Kreise angeschlossen, der sich um den Großherzog von Frankfurt, der natürlich bei diesem Fest nicht fehrte, schaarte.

Dalberg war heute von geradezu bestrickender Liebenswürdigkeit. Bei der Tafel hatte er als der Vornehmste des Abends eine begeisterte Rede auf den Kaiser gehalten, die in dithyrambischen Worten seine seit dem Bestehen der Welt nie erreichte Größe feierte. Seine Stimme brach vor Rührung, als er das Glück betonte, ein Zeitgenosse dieses Mannes zu sein, er vergoß sogar einige Thränen. Und während die Champagnerkelche zusammenklangen, spielte die Musik einen Tusch und ging dann in eine Jubelhymne über, die Dalberg eigens zu diesem Tage componirt hatte.

Nach der Tafel führte Dalberg seine junge Freundin, Madeleine de Fremont, zu einem von blühenden Gewächsen umgebenen Sitz, der dadurch etwas isolirt wurde.

In seiner liebenswürdigen Art sagte er zu dem Grafen Coudenhove, dem Neffen der alten Gräfin, der sich gerade mit Madeleine unterhielt: „Sie müssen es einem alten Freunde schon verzeihen, lieber Graf, wenn er jetzt das Vorrecht seiner Jahre geltend macht und Ihnen unsere schöne Gräfin auf ein Plauderstündchen entführt. Der Großherzog hatte heute noch keine Zeit, seinem Herzen zu folgen, nun macht Karl von Dalberg von diesem Recht Gebrauch. —

„Ein charmanter junger Mann," sagte Dalberg, dem Grafen, der sich mit tiefer Verbeugung zurückzog, freundlich nachblickend, „ich glaube, er verehrt Sie sehr, liebe Lena. Das stammt noch von früheren Zeiten her, und der Neffe unserer lieben, alten Gräfin wäre keine schlechte Partie für Sie, er soll am Wiener Hof sehr beliebt sein. Aber ich glaube, unsere Lena will sich noch nicht wieder binden," fügte er auf eine ablehnende Bewegung der Gräfin hinzu, „oder wäre vielleicht ein anderer der Beneidenswerthe? Was ist es eigentlich mit diesem Freiherrn von Greiffenklau? Ei, ei," drohte er lächelnd, „meine schöne Lena errötet, und doch — ich hätte doch noch etwas Besseres für meinen Liebling gewünscht. Greiffenklau soll ein Sonderling sein, seine philanthropischen Neigungen führen ihn zu den wunderlichsten Dingen. Man erzählte mir, daß er Fahnenflüchtige, oder sagen wir vielmehr Deserteure, die aus dem kaiserlichen Heer entwichen, in seinem Schlosse im Rheingau verbirgt, daß er in diesem schönen Schloß sogar ganze Familien, die Angehörigen dieser dem Gesetz verfallenen Leute, unterhält, es gleichsam zu einem Armenhause oder Spital herabwürdigt. Wenn das mein alter Greiffenklau, sein Oheim wüßte, mit dem ich in Würzburg viel verkehrte, ich glaube, er drehte sich im Grabe um."

„Es ist manches stark übertrieben, Hoheit," erwiderte Madeleine, indem sie den Fächer auseinanderfaltete und sich Kühlung zuwehte. „Wie Sie wissen, erbte der Freiherr, der bisher nichts als ein kleines Gut von seinen Eltern besaß, kürzlich das alte Stammschloß der Familie im Rheingau von seinem Oheim, der kinderlos starb. Die großen Räume stehen leer, er braucht vielleicht Arbeitskräfte für die ausgedehnten Besitzungen, was weiß ich. — Bedenken Hoheit, daß der Freiherr in Amerika sich andere Anschauungen angeeignet hat, als sie in Europa üblich sind. Die Verhältnisse formen die Menschen —"

„So soll der Baron doch etwas vorsichtiger sein," unterbrach sie Dalberg. „Man kennt hier zu genau seine Vergangenheit, man weiß, daß er früher an Verschwörungen gegen den Kaiser beteiligt war. Warum sieht man ihn niemals in maßgebenden Kreisen, warum fehlt er heut bei diesem offiziellen Fest? Eine Persönlichkeit wie Greiffenklau kann nicht unbeachtet durch die große Menge gehen, eh, dieser Mann hat in seinem Wesen etwas, was, wie soll ich sagen, Leute, die es gewohnt sind, geregelte Bahnen zu wandeln, leicht abstößt, zum Mißtrauen reizt. Man fragt sich, ist die schroffe Art, mit der er oft hochgestellten, einflußreichen Personen entgegentritt, Wahrheit oder Maske? Er soll vorsichtiger sein, sich mehr den herrschenden Verhältnissen anpassen. Sagen Sie ihm das, liebe Lena."

Lena antwortete nicht. Vor ihrem Geist stieg die imponirende Gestalt Greiffenklaus auf, sein energischer Mund, die scharfen, durchdringenden Augen, die jedem bis auf den Grund der Seele zu sehen schienen, und dann sah sie in das lächelnde Diplomatengesicht Dalbergs, das in diesem Augenblick etwas Lauerndes hatte. Es fiel plötzlich wie ein erleuchtender Strahl in ihre Seele, daß jener Mann mit seinem oft finsteren, schroffen Wesen und einem von Menschenliebe erfüllten Herzen thurmhoch über allen den Menschen stand, die ihn mit ihrer Verleumdung begeiferten.

Und doch, was trug ihm diese Weltverachtung, diese Selbstaufopferung ein? Die Feindschaft und den Spott der Andersgesinnten, und das war die Mehrzahl in der Welt. Und aus diesem Gefühl heraus sagte sie: „Greiffenklau ist ein edler Mann, Hoheit, aber er ist ein Idealist, unpraktisch —"

„Mag sein," unterbrach sie der Großherzog, „was geht mich schließlich dieser Freiherr an? Ich möchte aber daran noch eine Warnung knüpfen. Sie, meine liebe Lena, sind eine geistreiche, temperamentvolle Frau, eine Auserwählte Ihres Geschlechts. Aber diese schönen Eigenschaften haben auch ihre Gefahr. Sie sind zu impulsiv, „ma chere", lassen sich allzuleicht von Ihrem Temperament fortreißen. Ich fürchte, auch Sie sind ein wenig zu weit gegangen, haben sich vielleicht sogar schon kompromittiert. — Machen Sie nicht ein so erschrecktes Gesicht, mein Kind," fuhr er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln im leichten Konversationston fort, „Sie wissen, man beobachtet uns genau. War das nicht ein geheimer Agent König Bernadottes, der Sie neulich verließ, als ich Sie im Schwan zu Frankfurt besuchte? Sehen Sie wohl? Ich fürchte, Sie haben sich da in Dinge eingelassen, die Ihnen über den Kopf wachsen werden."

„Aber Hoheit!" wollte Madeleine auf das höchste befremdet erwidern, doch der Großherzog ließ sie nicht aussprechen.

„Man kann wohl ein wenig seine Fühlhörner ausstreckn, damit man immer „au fait" ist und den Menschen ein Parolin biegen kann, das ist sogar für den Fürsten nothwendig, so wittert er die Gefahr, noch ehe sie wirklich da ist. Ich weiß, daß ich meinem angebeteten Kaiser auf diese Weise am besten diene und Deutschlands Wohl dabei im Auge behalte. Aber ich möchte keineswegs von mir sagen lassen, teure Madeleine, daß ich mich mit den Feinden dieses erhabenen Mannes, dem jetzt eine ganze Welt zu Füßen liegt, verbunden habe. Wie stände ich dann in seinen Augen da? Denken Sie immer daran. Denn, liebe Gräfin, ich müßte mich ja sonst von Ihnen zurückziehen, und das wäre schade um unsere alte Freundschaft. — Sonst aber, teuerste Lena, bin ich wie immer Ihr treuer, väterlicher Beschützer, auf den Sie allezeit zählen können."

Der Großherzog war aufgestanden mit einem liebenswürdigen Scherz, einer geistreichen Phrase auf den Lippen, auf die Lena diesmal nur eine kühle Antwort hatte.

Was hatte ihr Dalberg heute gesagt? Es lag eine ganz bestimmte Drohung in seinen Worten.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich kann nicht".

Wer hätte die inhaltsschweren Worte „Ich kann nicht" nicht schon selbst ausgesprochen oder sie von Anderen gehört! Und doch sollte keine Frau sagen, dies und jenes kann ich nicht, denn sie muß es können, und damit sie das Ziel erreiche, ist es nöthig, schon das junge Mädchen daran zu gewöhnen, vor nichts zurückzuerschrecken.

Beherrschung, das ist es, was wir uns aneignen müssen. Beherrschung und einen festen Willen, der durch keine Aeußerlichkeit beeinträchtigt wird, der sich durch nichts beirren läßt. In dem Leben der Frau, die von dem Ernst ihrer Pflicht überzeugt ist, kommen so viele Momente vor, wo sie ihre Stärke beweisen und mit gutem Beispiele vorangehen muß.

Erkrankt zum Beispiel ein Kind, wo die sorgfältigste Pflege nothwendig wird, und die Mutter zieht sich zurück, weil sie meint, es nicht mit ansehen zu können, wie ihr Liebling leidet, und auch nicht im Stande wäre, die Verordnungen des Arztes auszuführen, — wie traurig! Ein weiches, mitfühlendes Herz ist etwas Schönes, aber nur, wenn der richtige Gebrauch davon gemacht wird; die Frau muß in vielen Lagen des Lebens eine gewisse Härte zeigen, sie muß, weil oftmals nöthig, ihr wahres Gefühl unterdrücken und nur erfüllen, was die Pflicht von ihr erfordert.

Nicht Krankheiten allein sind es, wo der Frau Gelegenheit geboten ist, zu zeigen, daß für sie die drei Wörter „Ich kann nicht," nicht maßgebend sind. Der Gatte, der zum Beispiel bisher in den besten Verhältnissen lebte, hat plötzlich große Verluste, er kann daher nicht mehr gewähren, was er sonst für den Haushalt zur Verfügung stellte. Darf da eine Frau, die von ihrem hohen edlen Beruf als Gattin und Mutter durchdrungen ist, sagen: „Ich kann mich in kleinere Verhältnisse nicht hineinfinden?" Nein, sie muß sich darin fügen und hat außerdem noch die Pflicht, den Gatten nicht merken zu lassen, wie schwer es ihr fällt, ihren Lieblingsbeschäftigungen zu entsagen.

Bringt sie wirklich ein Opfer, so darf sie es trotzdem nicht zeigen, sondern soll mit freundlichen, trostreichen Worten den gebeugten Gatten aufrichten, ihm die Sorgen für den Haushalt durch freudiges Entsagen so viel wie möglich zu erleichtern suchen. Ihr eigenes „Ich" muß dabei allerdings oft zurückstehen; doch wurde dies von Jugend aus geübt, so fällt es nicht allzuschwer, auch wird der Dank für ihr Thun nicht ausbleiben. Mit der größten Hochachtung und Bewunderung blickt der Gatte auf eine solche Frau, und mit frischem Muth und Vertrauen beginnt er von Neuem zu schaffen für seine Lieben.

Wie die Engländer den Buren in die Falle gehen.

Aus London wird unterm 30. Sept. geschrieben:

„Ein früherer Mitkämpfer der Buren giebt brieflich von Lorenzo Marques eine interessante Schilderung von der Niederlage der Engländer, welche diese Mitte Juni bei Walmanrust im Middelburgh-Bezirke (Transvaal) erlitten. Wir entnehmen dem Berichte die folgenden Einzelheiten:

Sobald die Engländer Fühlung mit uns bekommen hatten, sandten sie gleich ein Regiment und zwei Batterien gegen uns ab, und wir mußten uns kämpfend auf unser Gros zurückziehen, wobei unser Kommandant es vorzüglich verstand, die Engländer über unsere Stärke zu täuschen.

Die Engländer nahmen dann die von uns verlassenen Positionen mit einem riesigen Aufwand von Munition unter Artilleriefeuer, und wenn sie endlich starke Kolonnen zum Sturm vorschickten, so fanden sie die Positionen längst geräumt. So ging es 4 Tage hindurch, und daß eine solche Kampfesweise einen Feind auf die Dauer ermüden und abspannen mußte, ist klar. Durch unser immerwährendes Zurückweichen sorglos gemacht, ließen sie sich in einen langgestreckten Thalkessel locken, an dessen äußerstem Ende ein Geschütz so postirt war, daß es das ganze Thal beherrschte, während die Höhen dicht mit Buren und mit leichten Geschützen besetzt waren. Außerdem hatten wir die Wagen, jedem sichtbar, marschfertig am Ende des Thales aufgestellt, um sie beim Vorrücken der Engländer sofort aufbrechen zu lassen und diese so zur Verfolgung zu veranlassen.

Die List gelang vollkommen. Wir zogen uns fechtend in diesen Thalkessel zurück, nahmen Position, wo wir konnten, retirirten, nahmen wieder Position, während die Engländer heftig nachdrängten. Als sie dann unsere Wagen bemerkten und sahen, wie diese schleunigst aufbrachen, da flogen die Adjutanten und Meldereiter nur so über das Feld, und es dauerte nicht lange, da rückte Kavallerie heran, Artillerie kam daher gerasselt und die Infanterie-Kolonnen krochen wie riesige Raupen in beschleunigtem Tempo über die gelbbraune Grasfläche, alles hinein in den Kessel.

Wir geriethen in Gefahr, überritten zu werden, so wild waren die Engländer darauf, die Wagen abzufangen, und wir konnten uns nur durch fortgesetztes Schnellfeuer schützen, wodurch wir sie zum Stehen brachten. Die „Mounted Infantery" saß ab, um sprungweise vorzugehen, und diesem Umstand benutzten wir, um wieder aufzusitzen und in voller Karriere davonzujagen, verfolgt von den siegestrunkenen Reitern und den Kugeln der Schützen.

Da endlich stieg die lange erwartete Rauchwolke vor uns auf. Die Kanonen fingen jetzt an, ein Wörtlein mitzureden, ein dumpfer Donner, das sausende Geräusch der über uns hinwegfliegenden Geschosse und wie mit einem Zauberschlage wurde es auf den Höhen lebendig.

Jetzt waren wir für eine Weile die Zuschauer in dem furchtbaren Theater. Wir sahen die Granaten in die Kavalleriemassen einschlagen, die Artillerie machte krampfhafte Versuche, abzuprotzen, aber Granate auf Granate sauste hernieder und Pferde und Mannschaften bildeten wirre Knäuel. Die Infanterie versuchte sich zu entwickeln, aber Alles rannte wild durcheinander, scheu gewordene Pferde und Maulthiere erhöhten noch die Verwirrung, und in wilder Flucht sah man Alles dem Ausgang des Thales zuströmen. Todte und Verwundete bedeckten das Feld, ein Munitionswagen, in den eine Granate geschlagen war, flog mit furchtbarem Krachen in die Luft und richtete entsetzliche Verwüstung an, kurz, es war eine vollkommene Niederlage. Da erschien vor uns die erste weiße Flagge. Unsere Bedränger, die allerdings auch am wenigsten Aussicht hatten, zu entkommen, waren die ersten, die sich ergaben. Das war das Signal für die anderen, und überall wurden weiße oder doch wenigstens helle Tücher geschwenkt.

Das Schießen hörte allmälich auf, und nun bekamen die Engländer überhaupt erst ihre Gegner zu sehen. Von allen Seiten strömten sie von den Höhen herunter, mit gespanntem Mauser ihren Gefangenen entgegen. Aber nicht Alle. Der größte Theil blieb in der Position liegen, um für alle Fälle gesichert zu sein, wenn die Gefangenen vielleicht, wie es schon geschehen war, die geringe Zahl der Buren erkennend, ihre Waffen wieder aufnehmen und den Kampf fortsetzen sollten. Mit dem Rufe: „Hands up!" näherten unsere Kämpfer sich den Engländern, die pflichtschuldigst die Hände hochhielten, und froh waren, dem Blutbade entgangen zu sein. Die Gefangenen wurden zusammengetrieben, unter ihnen Obersten, Hauptleute und viele Offiziere, und den Wagen nachgeschickt, die sich schon vorher nach der Bahnlinie zu in Bewegung gesetzt hatten, die unsere Operationsbasis bildete. Die verwundeten Engländer wurden übrigens, einer Vereinbarung gemäß, an eine bestimmte Stelle gebracht und dort von englischen Ambulanzen in Empfang genommen. So waren wir die Last los."